

haltsam sein können, beweist die Information, daß die päpstliche Entscheidung, den Molinismus zu dulden, von den Jesuiten in Salamanca mit einem Stierkampf gefeiert wurde (307, A. 187).

Leider enthält der Band keine Bibliographie, sondern nur eine Liste weiterführender Literatur in Auswahl. Alles in allem ist er jedoch sowohl eine balancierte Einführung als auch eine wahre Fundgrube scholastischer Theologie und zeigt, daß sich die Beschäftigung mit ihr, wenn auch gerade in theologischen Zirkeln nicht en vogue, nach wie vor lohnt. *Richard Schniertshauer SJ*

WERBICK, Jürgen: *Kirche*. Ein ekklesiologischer Entwurf für Studium und Praxis. Freiburg: Herder 1994. 440 S. Kart. 78,-.

Der Münsteraner Dogmatiker bleibt auch in seiner großangelegten Ekklesiologie der originellen Methode treu, die er bereits in der Gotteslehre und in der Soteriologie angewandt hat: Er öffnet den Zugang zum theologischen Gehalt von Kirche über die Bilder und Metaphern, die die biblische und kirchliche Tradition mit dem Wort Kirche verbindet (z. B. Volk, Stadt, Haus, Bürgerschaft Gottes, Tempel des Hl. Geistes, Leib Christi, Braut, Mutter, Arche, Gemeinschaft der Heiligen usw.). Mit diesem Ansatz verbinden sich folgende Grundintentionen, die sich wie ein roter Faden durch das überaus informationsreiche Werk ziehen:

1. Gegenüber einer zu sehr systematisierenden (und damit vielleicht auch harmonisierenden) Ekklesiologie möchte Werbick die unaufhebbarren Spannungen im theologischen Verständnis von Kirche aushalten und durch die Sprache der Bilder auch ausdrücklich bewußt halten. Und zwar jene Spannungen, die in der einen Grundspannung wurzeln: daß nämlich die Kirche dazu berufen ist, die „Unsichtbarkeit“ Gottes und seine „Unansehnlichkeit“ im gekreuzigten Jesus Christus sichtbar werden zu lassen; und dies gerade in dem unansehnlichen „Medium“ einer sündigen, sich der „Geistleidenschaft Gottes“ ständig widersetzenden Gemeinschaft.

2. Durch die Konfrontation der realen Gestalt der Kirche mit ihrem sich in den Bildern aussprechenden Selbstverständnis zeigen sich diese Spannungen zugleich als tiefe „Zwiespältigkeit“. Denn all diese Bilder wurden und werden in der

Geschichte immer auch zur ideologischen Selbstrechtfertigung der Kirche, zur triumphalistischen „Selbststilisierung“ (42) gerade ihrer institutionellen und hierarchischen Strukturen mißbraucht. Der ideologiekritische Blick des Verfassers auf die reale Funktion der Kirchenbilder und ihren geschichtlichen Wandel unterscheidet diesen Ansatz zutiefst von einer abgehobenen, sich einfach mit der Auslegung der Symbolsprache begnügenden Kirchenästhetik.

3. Da die sakramentalen Selbstvollzüge der Kirche der hervorgehobene Ort des sichtbaren Heilshandelns Gottes im Raum der Kirche sind, verbindet Werbick in diesem Entwurf „ekkesiale und sakramentale Metaphorik“ miteinander. Das heißt, er integriert in seiner Ekklesiologie zugleich ausdrücklich auch eine Sakramententheologie. Gerade in diesem Aufweis der geschichtlich bedingten wechselseitigen Beeinflussung von Kirchenbild und Sakramententheologie bzw. -praxis sehe ich eine der historischen und systematischen Hauptstärken dieses Buchs.

So sehr es Werbick gelingt, die Last der konkreten Kirche theologisch wie existentiell tragbar zu machen, so sehr bekommen für mein Empfinden die negativen Seiten der Kirche, also die ideologischen Pervertierungen der Bilder (zumal in unserer Gegenwart) ein zu starkes Gewicht. Dieses Kirchenbuch bezeugt primär eine „Hoffnung gegen allen Augenschein“, ein Vertrauen darauf, daß Gott dennoch in und durch diese zwiespältige Kirche heilend am Werk ist.

*Medard Kehl SJ*

*Das Eugen-Biser-Lesebuch*. Hg. v. Erwin MÖDE. Köln: Styria 1996. 272 S. Lw. 49,-.

Eine Retrospektive auf das kaum mehr überschaubare literarische Werk Eugen Bisers hat schon allein wegen seiner Unabgeschlossenheit den Charakter der Vorläufigkeit und des „ersten Blicks“ im Sinn einer Gesamtschau. Indessen gestaltet sich sein Werk immer schon aus seiner Mitte, und die bildet kein anderer als Jesus: der „Helfer“, der „Freund“, der „inwendige Lehrer“.

Es ist das Verdienst Erwin Mödes, einen solchen „ersten Blick“ auf Eugen Biser einem breiteren Publikum zu ermöglichen. Die Textauswahl hat er nach den Brennpunkten der Inhalte vor allem der späteren Publikationen Bisers zu-

sammengestellt (anthropologische, therapeutische, ekklesiologische, mystische Dimension).

Bisers Theologisieren ist der großangelegte Versuch, den Glauben verstehen zu lernen und zu lehren. Ein Verstehen aber, das sich allein mit Wissensaneignung begnügen wollte, verfehlte sich selbst, da es allzu anspruchlos nicht einholte, woraufhin es dem hermeneutischen Wissensgesetz folgend grundsätzlich angelegt ist. Gewiß geht es bei jedem Verstehensakt um die Präzisierung oder Korrektur, Vermehrung oder Vergewisserung des Wissens, um eine Lichtung der Welterfahrung. Aber ebenso gewiß geht es bei jedem Verstehen auch um ein Sich-selbst-Verstehen in dieser sich lichtenden Welt der Dinge und Sachverhalte, der persönlichen, sozialen und religiösen Bezüge und Beziehungen, um ein neues Standgewinnen auch für sich selbst – mit einem Wort: um Existenzerhellung.

„Wer glaubt, ... hat mehr vom Leben.“ Damit signalisiert Biser, daß Glauben für ihn nicht nur eine ‚Hochform‘ des Denkens ist. Glauben ist für ihn vielmehr auch die ‚Hochzeit‘ des Lebens, das freilich seine ganze Energie gewinnt aus der Gleichzeitigkeit des religiösen Herzens mit Jesus, d. h. aus der Einwohnung Jesu im Herzen der Gläubigen. Eine Verlebendigung des Glaubens verspricht sich Biser allein durch die Verlebendigung des Geglauten, wenn „der Geglautete im Glaubenden zu sich selbst erwacht... Und das besagt, daß sich der Schrein der Vergegenständlichung öffnet, daß der zur Botschaft Gewordene wieder ‚zu Wort kommen‘ will, daß der zum Glaubensobjekt Erhöhte vom Podest seines Herrentums herabsteigt und daß der zur Lehre Stilisierte wieder zu lehren beginnt“ (109).

Konsequent führt diese einem unerschütterlichen Fundament gleichkommende Christozentrik Bisers zu einem Kirchenverständnis, das sich nicht von den Fakten der Gegenwart irritieren läßt, sondern die Kirche, desiderativ-prospektiv, als „Raum der aufgehobenen Entfremdung“ begreift. So wird Biser nicht müde, immer wieder nach dem „Begriff des Christentums“ zu fragen. Und dann ergeben sich folgende Erkenntnisse: „1. Das Christentum ist im Unterschied zu dem, was uns der ‚Geist der Schwere‘ eingeredet hat, keine asketische, sondern eine therapeutische Religion. 2. Das Christentum ist im Unterschied zu

dem, was am Verhalten der heutigen Kirche abgelesen werden könnte, aber nicht zutrifft, keine moralische, sondern eine mystische Religion. 3. Das Christentum ist im Unterschied insbesondere zum Islam, von dem wir herausgefordert sind, keine primäre, sondern eine sekundäre Schriftreligion“ (253).

Wer dieses Eugen-Biser-Lesebuch liest, wird sein Lesen selbst als einen emanzipatorischen Akt erleben können. Er wird durch die Vergegenwärtigung Jesu, wenn dieser aus dem Mausoleum der Formeln über ihn zum Leben in seinem eigenen Herzen erwacht, eine Existenzerhellung erfahren, die eine Sinnantwort auf seine Daseinsfraglichkeit ist. Er wird den Glauben zu leben verstehen.

Günter Bleickert

*Frauenordination.* Stand der Diskussion in der katholischen Kirche. Hg. v. Walter Gross. München: Wewel 1996. 146 S. Kart. 29,-.

Die von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen herausgegebene „Theologische Quartalschrift“ behandelte 1993 in einem Themenheft das Problem der Frauenordination. Die damals einzige Stellungnahme des kirchlichen Lehramts zu diesem Thema, die Erklärung der Glaubenskongregation „Inter insigniores“, war 1976 erschienen. Sie ist bis heute die ausführlichste Darlegung der Argumente, mit denen die amtliche Kirche die Möglichkeit der Frauenordination bestreitet. Ein Jahr nach dem Tübinger Themenheft, 1994, wiederholte das Apostolische Schreiben „Ordinatio sacerdotalis“ die Thesen von 1976, und 1995 betonte die Glaubenskongregation in einer „Antwort“ die hohe Verbindlichkeit dieser Lehre.

Die Gründe für und wider finden sich umfassend in „Inter insigniores“ einerseits und der Theologischen Quartalschrift andererseits. Neue Argumente sind bisher nicht dazugekommen. Daher ist es sehr zu begrüßen, daß der Tübinger Alttestamentler Walter Groß die Aufsätze von 1993 unverändert herausgibt. Hinzugefügt wurden die drei lehramtlichen Texte sowie der Bericht der päpstlichen Bibelkommission, der für die Vorbereitung von „Inter insigniores“ angefordert worden war, dann aber weder berücksichtigt noch veröffentlicht wurde, wohl weil er zum Ergebnis kam, daß sich in der Heiligen